

April 2012

Mann-Frau-Familie: Im Spannungsfeld zwischen Fremd- und Selbstbestimmung

Familienpolitisches Seminar am 20./21. April 2012 im Erbacher Hof, Mainz

Um mit namhaften Experten und ausgewiesenen Kennern der Lage der Familien in Deutschland zu diskutieren, hatte das Bildungswerk Mainz der Konrad-Adenauer-Stiftung zu einem Seminar eingeladen. Die Gäste hatten hierbei Gelegenheit von den Referenten aus verschiedenen Perspektiven und Blickwinkeln heraus zu erfahren, wie es sich mit der aktuellen Situation in Sachen Familie in unserem Land verhält.

Karl-Heinz B. van Lier, Leiter des Bildungswerks Mainz und Landesbeauftragter für die Konrad-Adenauer-Stiftung in Rheinland-Pfalz, verdeutlichte in seiner thematischen Einführung, dass bezüglich der familienpolitischen Debatten oftmals die Begrifflichkeiten problematisch oder gar unscharf seien: „Anstatt von Rollenbildern sollten man eher von Lebensentwürfen sprechen“. Er mahnte eine dringlich gebotene Reaktion auf die rasanten Veränderungen in dem, was wir gemeinhin Rollenbilder nennen, an. Hierzu, so der Wunsch van Liers, sollte das Seminar einen Beitrag leisten.

Prof. Dr. Tilman Allert, Professor für Soziologie und Sozialpsychologie an der Goethe-Universität in Frankfurt, referierte eingangs der Veranstaltung zum Thema „**Familie, im Strudel des Wertelativismus?**“.

Zunächst hielt er einige ‚irritierende empirische Erscheinungen‘ fest: den Geburtenrückgang, die ansteigende Kaiserschnitttrate und die Zuwächse bei den Privatschulen. Letztere Beobachtung interpretiert Prof. Allert als einen Auszug der Milieus, die es sich leisten

können, aus der öffentlichen Erziehung. Nicht zuletzt scheinen seiner Ansicht nach die staatlichen Transferleistungen keinen Einfluss auf die Zeugungsfreude der Menschen zu haben.

Hiervon ausgehend spricht vieles für einen offenbaren Wandel der Weltbilder und der Kulturauffassungen, so der Soziologe, auf die besser und dringender reagiert werden muss, als dies häufig in der Tagespolitik der Fall sei. Als mögliche Ursache macht er einen Wandel des christlichen Deutungsmusters aus, welches Biographien in ein zeitliches Deutungsmuster, also in eine vergangenheits- und zukunftsbezogene Zeitlichkeit, übersetzt. „Die zuvor genannten Phänomene können mit einem Wandel in der Zeitlichkeitsdimension, in der Menschen ihr eigenes Leben gestalten, zu tun haben“, so Allert.

Was aber verstehen wir eigentlich unter ‚Familie‘ angesichts der Konfusion in den Wertbezügen von Männlichkeit und Weiblichkeit? Dem Soziologen zufolge ist die Familie ein Kommunikationsraum besonderer Art: Die Liebe des Paares bestimmt die Familienbeziehungen - insofern ist Familie nicht zwangsweise mit einem Kind oder Kindern gleichzusetzen.

Die körperliche Orientierung innerhalb der Paarbeziehung zeigt, dass der Körper Indikator für die Befindlichkeit in der Beziehung und somit Träger der Kommunikationsgüter selbst ist. Weiter unterstellt die Liebe des Paares eine Unbefristetheit der Zuneigung. Insofern sei, so Prof. Allert, die Formulierung „Bis dass der Tod euch scheidet“ die religiös-kulturelle Formel für diesen

April 2012

Umstand. Eine weitere Unterstellung innerhalb einer Paarbeziehung ist die wechselseitige Einzigartigkeit: „Die Liebe lebt von der Prämisse der Unaus-tauschbarkeit“. Anhand dieser drei Kri-terien zeigt der Soziologe: Den Liebenden stellt sich ein gravierendes Kom-munikationsproblem, da sie sich ständig ihre Differenz vergegenwärtigen und hierüber kommunizieren müssen. Und weiter: „Die Unterschiedlichkeit, aber auch die Gemeinsamkeiten, müssen ständig wechselseitig bekräftigt wer-den. Liebe ist kompliziert, gerade in der modernen Welt, da sie vor einem stän-digen Kommunikationsproblem steht“. Die beiden Medien, über die die wech-selseitige Andersartigkeit vergegenwärtigt wird, sind die Sexualität und die Kommunikation. Die Sexualität ermög-licht dies durch das Erleben der Anders-artigkeit des Gegenübers. Da die Sexua-lität aber nur vorübergehend ist, so Prof. Allert, kommt wieder die Kommu-nikation ins Spiel (Liebe ereignet sich somit ‚an Tisch und Bett‘).

Nun entsteht ‚das Dritte‘, das Kind. Eine Paarbeziehung, in der wechselseitige Andersartigkeit erlebt wird, ist gleich-zeitig auch diejenige Beziehung, in der ein ‚Rivale‘ ins Nest gesetzt wird. So entsteht die Konstruktion des Dreiecks. Insofern, so hält der Soziologe fest, be-ginnt die Familienbetrachtung mit einer Betrachtung des Paares und nicht bloß des Kindes.

Wie aber wird das Paar mit dem selbst-erzeugten Konkurrenten fertig? In dem Maß, in dem sich die Liebe des Paares nie erschöpft, so ergibt sich die Mög-lichkeit des Kindes zur nicht-neurotischen Entfaltung. Nach einer langen Entwicklungsphase ergibt sich dann für das Kind die Möglichkeit den Kreis zu schließen oder aber sich dage-gen, also gegen eine eigene Partner-schaft, zu entscheiden. Derart stellen wir uns die Liebe des Paares zu den ei-genen Kindern vor und nur so können

wir nach der Auffassung Allerts verste-hen, wie Kinder zur Welt kommen:

„Diese Perspektive ist nicht reduziert auf etwas Biologisches, sondern fragt, wie die Unterstellung ewiger Dauer in die Paarbeziehung übersetzt wird, trotz Konfrontation mit der eigenen Endlich-keit durch die Geburt eines Kindes“. Zugleich, so Prof. Allert weiter, ver-söhnt das Versprechen auf Unendlich-keit. Das Kind versöhnt. „Dies alles liegt unserem Generationenvertrag, ohne, dass sich die Akteure darüber bewusst sind“.

Wie sehen Eltern-Kind-Beziehungen heute aus? Die elterliche Sorge um das Kind ist der Beobachtung Prof. Allerts zufolge, heute versehen mit einer Dau-erversorge mit Bildung und Erziehung. Charakteristisch hierfür sei der Aus-tausch seitens der Eltern von Bildungs-erfolg gegen elterliche Zuwendung. Der Soziologe gab hier zu bedenken, dass Kinder oft ganz andere Aufmerksamkei-ten auf die Welt hätten, die sich von dem unterschieden, was Kindern kogni-tiv geboten werde: „Kinder sind mit ih-rer ganz eigenen Wahrnehmung der Welt beschäftigt“. Hieraus erwachse ein gesteigener Erwartungsdruck an die Kinder mit gleichzeitig einhergehender geringer Frustrationstoleranz der Na-turwüchsigkeit der Kinder. Oftmals werde eine demonstrative Zuversicht erzeugt, so Prof. Allert, allerdings ge-genüber anderen. „Man zeigt anderen, dass man alles getan hat und somit zu-versichtlich ist. Dies ist gekoppelt mit einer geringen Regressionsbereitschaft gegenüber Rückschritten im Lernen“.

Die Eltern-Kind-Beziehung ist heute weit über die ödipale Phase hinaus pro-fessionalisiert. Was Allert „geschäftige Elternschaft“ nennt, äußert sich im Ver-zicht der Eltern auf einen Rekurs auf ih-re eigene Beziehung: „Eltern haben Neigung sich überakzentuiert mit den Kindern auseinanderzusetzen, was in der Regel zulasten der eigenen Paarbe-ziehung geht“.

April 2012

Die Familie habe nach Auffassung Allerts eigentlich an allen Fronten zu kämpfen: Beziehungen und Ehesolidarität seien häufig extrem durch die berufliche Aktivität belastet, Ähnliches gelte für die Eltern-Kind-Beziehung. Weiter hielt er fest, dass Kinder, und vor allem hyperaktive Kinder, auf Adressensuche gehen: „Das Kind sucht die Eltern als Adresse, es findet die Eltern aber nicht“. Die daraus resultierende Unruhe komme dann in die Zuständigkeit der Ärzte. Auch die Schrumpfung dessen, was der Soziologe als ‚Erzählraum‘ beschreibt, entziehe den Kindern gleichzeitig die Möglichkeit der Identitätserzeugung, die dieser Raum bietet. Prof. Allert hielt fest, dass das Erzählen, Singen und Tanzen für Kinder immens wichtig sei, sozusagen als „gestische Abkürzung des Erzählens, die es wert wären wieder in Erinnerung gerufen zu werden“. Um angeregt zu werden bedürften Kinder einer Art Muße- und Erzählbegleitung, also Regressionsmöglichkeiten. Was sie hingegen nicht bräuchten, wäre eine affektierte ‚Overprotection‘.

Heutzutage, so beschloss der Soziologe seine Ausführungen, werde die Distanz zur Familie als Institution propagiert: „Heute wird man aus der Universität geprügelt, wenn man die Begrifflichkeit ‚Keimzelle der Gesellschaft‘ benutzt“. Dabei haben Kinder nur in der Familie im Rahmen der ewigen Auseinandersetzung zwischen Streit und Versöhnung, die sie als zur Reifung des Menschen zugehörig wahrnehmen, die Chance, Ambivalenzerfahrungen zu machen. Die Erkenntnis, dass man eine Person zugleich lieben und ablehnen kann, ist eine Leistung der Familie, die eine moderne Gesellschaft mehr denn je braucht. „Familie bedeutet Erfahrung von Ambivalenz“, so die Ansicht Allerts. Möglicherweise, so seine Einschätzung, kann sich die Eltern-Kind-Beziehung gegebenenfalls auch wieder an die vor-moderne, vorbürgerliche Zeit anpassen:

Hier existierte keine Konzentration auf das Kind, die Kinder wuchsen nebenbei heran und entwickelten eine Art ‚Vagabundenidentität‘ ohne dass man dabei von einer klinischen Entwicklung hätte sprechen müssen.

Abschließend erinnerte Prof. Allert daran, dass „alles, was sozial- und familienpolitisch passiert, durch das Nadelöhr der Liebesbeziehung geht. Die Liebesbeziehung ist der Schlüssel, insofern hilft es nicht, noch mehr Transferleistungen zu initiieren“. Er mahnte dazu, dass die Dignität der Lebensform Familie wieder stärker öffentlich kommuniziert werden müsse.

Aspekte rund um die alltäglichen Notwendigkeiten im Zusammenhang mit der ganz praktischen Organisation von Familie griff **Katharina Mueller**, Senior Director beim Corporate Executive Board, mit ihrem Thema „**Work-Life-Balance: Einfluss der externen Faktoren**“ auf.

Ihren Ausführungen stellte sie zunächst eine Begriffserklärung voran. Der Definition des BMFSFJ zufolge bedeute ‚Work-Life-Balance‘ eine „neue intelligente Verzahnung von Arbeits- und Privatleben vor dem Hintergrund einer veränderten und sich dynamisch verändernden Arbeits- und Lebenswelt“. Meist aber verstehe man unter dem Begriff schlichtweg die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, so Mueller.

Ausgangspunkt für die verschiedenen Entwürfe einer gelingenden ‚Work-Life-Balance‘ sind die durch die beginnende Globalisierung in den 1980er Jahren veränderten Rahmenbedingungen. Seitdem sei, so Mueller, der Arbeitnehmer auch Arbeitskraftunternehmer oder Unternehmer seiner selbst. Der bis dato vorherrschenden Eingrenzung der Arbeit stehe nun immer häufiger eine Flexibilisierung der Arbeitszeiten, eine Mobilisierung durch Projekt- und Teamarbeit und der Abbau der strukturellen Trennung und funktionalen Un-

April 2012

terscheidung von Berufs- und Privatsphäre gegenüber. Die wissensbasierte Dienstleistungsgesellschaft, der demographischer Wandel, neue Technologien und verkürzte Produktionszyklen führten dazu, dass „immer mehr [Aufgaben] mit immer weniger [Mitteln]“ bewältigt werden müssten, meint Mueller. Die Einflüsse auf die ‚Work-Life-Balance‘ umriss die Referentin zusammenfassend mit steigenden Anforderungen, der zunehmenden Globalisierung, einem allgemeinen Strukturwandel und einer steigenden Frauenerwerbsquote. Katharina Mueller stellte beispielhaft unter anderem das sogenannte „Career- and Lifestylemanagement-Modell“ vor, welches in erster Linie der Optimierung von Arbeits- und Freizeitkomponenten sowie der individuellen Perspektiven der ‚Work-Life-Balance‘ diene. Bei diesem personenbezogenen ‚Work-Life-Balance‘-Modell ist das Ziel eine Mitarbeiterzufriedenheit (Lebens-, Berufs- und Arbeitszufriedenheit) seitens des Arbeitnehmers sowie die Wettbewerbsfähigkeit (Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt, lebenslange Produktivität, etc.) seitens des Arbeitgebers herzustellen. „Mittels diverser Anlaufstellen versuchen heute schon viele Unternehmen die einzelnen Mitarbeiter bei beruflichen Belastungen oder familiäre Problemen zu unterstützen“, erklärte Mueller.

Weitere Maßnahmen und Instrumente zur Herbeiführung einer gelingenden ‚Work-Life-Balance‘ sind zudem flexible Arbeitszeitmodelle, Familienunterstützung, Wiedereingliederungsprogramme, Sabbaticals (beispielsweise eine einjährige Fortbildung), Jobsharing, Trainings (zu den Themen Führung der eigenen Person, Zeitmanagement, Mitarbeitermotivation, etc.). Allerdings, so räumte die Beraterin vieler Unternehmen in Sachen ‚Work-Life-Balance‘ ein, funktionierten viele der Modelle meist nur bei sehr IT-lastigen Berufen und Tätigkeiten, nicht aber zum Beispiel bei

Handwerkern und Berufen, die eine durchgängige Anwesenheit erfordern. Insofern kann eine Fokussierung auf ein betriebs- oder arbeitgeberseitiges Bemühen um das Erreichen einer individuellen ‚Work-Life-Balance‘ oft nur bedingt überhaupt angedacht oder durchgeführt werden.

Zum Abschluss des ersten Tages referierte **Prof. Dr. Rainer Mayer**, ehemals Lehrstuhlinhaber für Systematische Theologie und Religionspädagogik an der Universität Mannheim, zum Thema **„Das staatliche Leitbild Gender für Mann-Frau-Familie“**.

Er machte hierbei auf die - in seinen Augen - merkwürdige Situation aufmerksam, dass es das Empfinden der Menschen sei, dass Politik in vielerlei Hinsicht über ihre Köpfe hinweg geschehe. Über Gender-Fragen allerdings werde keine gesellschaftliche oder öffentliche Diskussion geführt: „Hier ist eine Top-Down-Strategie unter Umgehung der demokratischen Meinungsbildung und außerhalb von Parlamenten zu beobachten“. Und dabei wüssten viele Menschen schlichtweg nicht einmal, was Gender Mainstreaming bedeute, so Prof. Mayer weiter.

Rein begrifflich verschleierte das Wort Gender nur die Inhalte: das aus dem Lateinischen stammende grammatische Geschlecht wird hierbei einfach mit dem Lateinischen ‚genus‘, was Abstammung bedeutet, vermischt. „Diese Unvollständigkeit der Bedeutung ist gewollt“, ist sich Prof. Mayer sicher. Und weiter: „Es geht um die Auflösung der menschliche Geschlechtsidentität und gründet auf der Annahme, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt und die Sexualität in keiner Hinsicht eingeschränkt werden sollte“.

Diese Auffassungen gehen teils auf radikale feministische Ansichten und Wurzeln, vor allem auf die Schriften Simone de Beauvoirs und Judith Butlers sowie die UN-

April 2012

Menschenrechtskonferenz in Peking im Jahre 1995 zurück, die als Startpunkt für die Umsetzung des Gender Mainstreaming-Konzepts gelten muss. Auch der Dekonstruktivismus Heideggers, der von der Annahme ausgeht, dass alle Wirklichkeit konstruiert sei und was konstruiert sei, könne dekonstruiert werden, spielte hier eine maßgebliche Rolle. Wenn aber Geschlechter sozial konstruiert sind, gab Prof. Mayer zu denken, dann frage sich aber, wie weit diese Konstruktionen überhaupt aufgelöst werden können (sog. ‚queer-identities‘). Das Ergebnis des Radikalfeminismus und seiner Logik, so hielt der Theologe fest, sei der Verlust des Subjekts des klassischen Feminismus. An die Stelle der Frauenemanzipation trete die Vielfalt der Lebensentwürfe. Was aber geschieht, wenn die zuvor genannten Motive zum staatlichen Leitbild avancieren? Der Schutz von Ehe und Familie als Aufgabe des Staates aus Art. 6 GG umfasst nach Hesselberger die Ehe als eine Vereinigung eines Mannes mit einer Frau zu einer grundsätzlich unauflösbaren Lebensgemeinschaft und zu einer Familie. „Dieser Kern ist für das restliche Rechtsgefüge unabdingbarer Kern“, so Mayer. Das Verbot des staatlichen Eingriffs und der Schutz garantiere hier die Sphäre der privaten Lebensgestaltung und berühre insofern auch die Menschenwürde. Und weiter: „Der Staat schützt Ehe und Familie im ureigensten Interesse, denn intakte Ehen und Familien garantieren den Fortbestand des Staates selbst. Mit der Möglichkeit zur gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft ist der Staat demnach bereits von seinem verfassungsmäßigen Auftrag abgewichen“. Zum Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz hielt Prof. Mayer fest, dass die Idee Minderheiten zu schützen gut sei, es hier aber um passive und unveränderbare Eigenschaften gehe. Das deutsche AGG reiche seiner Meinung nach jedoch weit über diese EU-Vorgabe hin

aus und stellt die sexuelle Orientierung ebenfalls unter den Schutz. Hieraus ergibt sich eine Problemlage, denn der Argumentation des Gender Mainstreamings folgend ist die sexuelle Orientierung frei wählbar. Hierzu Mayer: „Konsistent ist die Argumentation nicht. Übrig bleibt stattdessen die Aufsplitterung des Familienbegriffs aus Art. 6 GG“.

Die gegenwärtige Weichenstellung für das Konzept des Gender Mainstreaming sieht der Referent kritisch. In der Politik sei man erfindungsreich geworden: Ehe und Familie wurden einfach auseinandergerissen - einerseits Ehe, andererseits Familie. „Ehe und Familie ist destruiert und somit völlig sinnlos geworden“, erläuterte Mayer. Und weiter kritisierte er: „Der gesellschaftliche Grundkonsens schwindet, wenn insbesondere in finanzieller Hinsicht alternative oder aber homosexuelle Lebensentwürfe seitens des Staates gefördert werden müssen“.

Abschließend wagte Prof. Mayer einen Ausblick auf die weitere Entwicklung des Spannungsfeldes Selbst- vs. Fremdbestimmung: „Der Mensch ist zoon politicon, keiner hat sich selbst zur Welt gebracht. Jeder Mensch will sich entfalten. Durch Glaube, Hoffnung und Liebe ist der Antagonismus zwischen Selbst- und Fremdbestimmung teilweise aufgehoben“. Unbedingt thematisiert werden müsse, so Mayers Appell zum Ende des Tages, das Problem der Unterreglementierung dort, wo der Staat seine Schutzfunktion gegenüber Ehe und Familie nicht erfüllt und das Problem einer Überreglementierung in privaten Bereichen, in denen er eigentlich nichts zu suchen hat.

April 2012

Die Paar- und Familientherapeutin **Celia M. Fatia**¹ begann den zweiten Tag des familienpolitischen Seminars mit ihrem Vortrag rund um das Thema „**Gelungende Paarbeziehung Mann-Frau**“.

Im Rahmen ihres Referats befasste sie sich in erster Linie mit den Glücksbedingungen der Partnerschaft. Ihr inzwischen verstorbener Ehemann Dr. Möllner ging davon aus, dass viele Paare sich über die große Bedeutung der Paarbeziehung nicht bewusst sind. „Eltern prägen von Grund auf die soziale und kulturelle Prägung der nachwachsenden Generation. Wenn wir eine gesellschaftliche Veränderung möchten, dann müssen wir die unbewussten Identifizierungsmuster anerkennen und die Eltern seitens der Gesellschaft und der Politik entlasten“, so Fatia.

Im Rahmen einer Therapie gelte es in erster Linie die Identität des Individuums zu beachten: „Denn wenn es Paaren gelingt zu sich selbst zu kommen, so ist dies das Wünschenswerteste für die Kinder“. Und Fatia weiter: „Das Paarleben ist eine politische und persönliche Aufgabe höchster Priorität und insofern ist die Paarbeziehung eine öffentliche Angelegenheit“. In diesem Zusammenhang gab die Therapeutin zu bedenken, dass die Zahl der Scheidungen in Relation zur Beziehungslosigkeit bedeutungslos seien: „Hier aber wurde politisches Handeln versäumt“. Eine gelungende Paarbeziehung werde von der Politik und der Gesellschaft nicht unterstützt und nicht entlastet, weswegen das Paar alleine auf seinen Problemen sitzen bliebe.

Es werde verkannt, dass das Paarleben und seine etwaige Orientierungslosigkeit über den Zustand der Elternschaft und somit auch über die gesellschaftliche und politische Orientierung

bestimmen. Aufgrund der Individualperspektive lege auch die Medizin einen falschen Schwerpunkt, merkte Fatia an. Würde die Partnerqualität eine angemessenere Beachtung finden, so die Meinung der Therapeutin, könnten die Gesundheitskosten enorm gesenkt werden. Die Förderung des wesentlichen Sprechens im Rahmen der Paartherapie fördere die so wichtige Dialogfähigkeit innerhalb des Paarlebens und darüber hinaus. Hier kritisierte die Referentin eine Lücke im Bildungssystem: „In Schulen wird viel gelehrt, aber nichts über Beziehungen“.

Das träge Rollenverhalten von Frau und Mann führe zudem zu Problemen, da das Paar keine Chance hat, wenn der wechselseitige Austausch nicht entlastet werde. Der häufige Befund, dass das Sprechen innerhalb der Beziehung immer stärker abnehme, ebenso wie die Lustlosigkeit zunehme - nicht nur in körperlicher Hinsicht -, führt in der Praxis zu der Merkmalsdiagnose, dass moderne Paare immer öfter an Bewusstlosigkeit, Ahnungslosigkeit, Beziehungslosigkeit und Sprachlosigkeit leide.

An dieser Stelle böte die Therapieform des sogenannten ‚Zwiegesprächs‘ eine Anleitung dafür, wie man sich als Paar entwickelt und lebendig bleibt ohne sich permanent gegenseitig zu verletzen, erklärte Fatia. Das Zwiegespräch sei als regelmäßiges ungestörtes Gespräch zu zweit von 1,5 Std. Dauer pro Woche gedacht, bei dem die Zeit gleich verteilt sein sollte und beide Partner die Gelegenheit erhalten sollten von sich selbst sprechen zu können. „Es geht dabei um die gleichberechtigte Kommunikation und darum, den Partner zu nehmen, wie er ist, und nicht wie man ihn gerne hätte“, warnte die Therapeutin.

Der heutige Zustand von Paarbeziehungen sei nicht mehr mit früheren vergleichbar, da vor allem das Sprechbedürfnis heute viel größer sei. Angesichts der Tatsache, dass viele gemeinschaftli

¹ Weitere Informationen unter www.dyalog.de.

April 2012

che Werte auseinandergefallen seien und heutzutage alles möglich sei, werde die Notwendigkeit miteinander zu sprechen immer wesentlicher, so Fatia. Im Kern gehe es - auch beim Zwiegespräch - um eine Institutionalisierung der Beziehung: „Immer häufiger befinden sich vor allem Männer in einer gewissen Irritation, da es an Beziehungsvorbildern fehlt, die lebensbejahend und positiv gestaltet sind“.

Abschließend mahnte die Therapeutin an, dass eine Beziehung der Besinnung bedarf: „Wir brauchen einander und dürfen nicht gegeneinander arbeiten. Man hantiert von morgens bis abends mit zwischenmenschliche Beziehungen, eine Aufklärung darüber findet jedoch bedauerlicherweise nicht statt“.

Geneviève Hesse², deutsch-französische Autorin aus Berlin, schloss mit ihrem Vortrag zum Thema **„Ich bin doch keine Milchkuh! Von der gegenseitigen Vorbildfunktion deutscher und französischer Mütter“** an.

Eingangs schilderte sie, was sie als Französin an Deutschland aus ihrer Sicht als positiv empfindet. So sieht Hesse, dass das Modell der Emanzipation in Deutschland eher als ein Modell der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, d.h. beide können nicht Vollzeit arbeiten gehen, gesehen wird. Es gäbe mehr Unterstützungsleistungen wie Mutter-Kind-Kuren oder mehr organisierte Hilfe wie beispielsweise die Hausfrauen-Gewerkschaft. „Offenbar“, so die Autorin, „ist das Hausfrauendasein positiver besetzt und wird die Leistung der Mütter im Haus gesehen und geschätzt, wenngleich sie nicht unbedingt gefördert wird“. Zudem existiere in Deutschland rund um die Geburt eine Kultur

(z.B. Stillgruppen, etc.) und die meisten Deutschen fänden immer noch, dass eine Frau anders als ein Mann sei, so Hesse. Es bestehe ihrer Wahrnehmung zufolge insgesamt eine Kultur der Erleichterung der Mutterschaft und der Liebesbeziehung.

In Frankreich hingegen herrsche eine Kulturlücke die Kleinkinderkultur betreffend: „Es gibt in Frankreich keine bindungstheoretischen Ansätze. Die entstehenden Schäden werden verschwiegen“. Üblicherweise nehmen französische Mütter eine Krippenbetreuung ab dem 3. Lebensmonat, meist ganztägig von 7 bis 19 Uhr, in Anspruch. Hesse aber gab zu bedenken, dass hinter dieser Vorgehensweise oftmals eine wirtschaftliche Notwendigkeit stünde. Außerdem stehe dieser Usus in der Tradition einer in Frankreich lange gepflegten Kultur der Delegation der Kindespflege. Aus diesem Grund stillten französische Mütter auch wenig, wenngleich die Tendenz jedoch in letzter Zeit steigend sei. Das Vorbild Frankreich ist demnach, so die Auffassung Hesses, also nicht immer hieb- und stichfest - im Gegenteil. In Frankreich gibt es insgesamt wenig Platz und Raum für Kinder, von denen vielmehr erwartet werde, dass sie funktionierten. Studien über die daraus resultierenden Langzeitwirkungen gebe es, meint Hesse, in Frankreich nicht.

Aber auch in Deutschland sieht die Journalistin Grund zur steigenden Besorgnis. Vieles, so die Französin, habe sich in den letzten Jahren verschlechtert. Vor allem die Medien stellten deutsche Mütter als besonders neurotisch dar. „Dabei verwechseln Medien gerne die Bedürfnisse der Kinder: die Studien, die zur Legitimation der Kindergartenunterbringung herangezogen werden, betreffen regelmäßig Kinder zwischen 3-6 Jahren, nicht aber Kinder vor dem dritten Lebensjahr“.

Daher lautet der Appell Hesses sehr viel mehr von der Vereinbarkeit aller Betei-

² Das neue Magazin, an dem G. Hesse als Herausgeberin mitwirkt, finden Sie unter www.fuer-uns.com.

April 2012

ligten zu sprechen - der Kinder, der Mütter, der Väter - anstatt immer bloß die Diskussion von Familien- und Erwerbsarbeit zu führen. Heutzutage, so ihre Beobachtung, gäbe es viel mehr Reibungsfläche zwischen den Beteiligten. Und weiter: „In dieser neuen modernen Vereinbarkeitsdebatte müssen Betreuungsmöglichkeiten neu gedacht und noch flexibler gestaltet werden. Leitmotiv muss hierbei die Frage sein ‚Wie sind Bedürfnisse der Eltern oder wirtschaftliche Notwendigkeiten mit den Bedürfnissen der Kinder vereinbar?‘“.

Abschließend mahnte Hesse zu mehr Offenheit vor allem auch in konservativen Kreisen: „Gerade hier wird zu wenig über sinkende Löhne gesprochen, die auch darauf Auswirkungen haben, dass Mütter wieder früh in den Beruf einsteigen. Es ist ein Problem, dass ein Gehalt nicht mehr ausreicht“.

Prof. Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer, Professorin für Theologie und Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Freiburg, referierte hieran anknüpfend zum Thema **„Wie stärken wir Familie und wer sind die Akteure?“**.

Die aufgeworfene Fragestellung, meint die Professorin, sei nicht direkt und eindeutig zu beantworten: „Ob Strukturen dem Anspruch der Gerechtigkeit genügen, orientiert sich an der Würde des Menschen“. In der theologischen Betrachtung gehe es grundsätzlich immer um die Würde des Menschen als der bestimmende Maßstab des Handelns. Insofern sei die Familienpolitik sehr wohl ein Thema, meint Nothelle-Wildfeuer, das die christliche Sozialethik tangiert: „Der Mensch muss das Maß und Ziel aller Orientierung sein“. Familie an sich habe einen Wert. Aber ist sie auch ein Wert? Ist sie der Gesellschaft wertvoll? Welche Familiendimensionen stehen bei der derzeitigen Familienpolitik im Vordergrund? Gerade vor diesem Hintergrund müsse man un-

abdingbar auch aus ethischer Sicht auf Familien und deren Notwendigkeiten schauen, meint die Theologin. Vom christlich-sozialethischen Standpunkt aus gesehen ist Familie zunächst einmal eine „auf eine sakramental geschlossene Ehe beruhende Lebensgemeinschaft von beiden Eltern mit ihren Kindern“.

Angesichts des demografischen Wandels aber ist es das Anliegen einer derart orientierten Familienpolitik gegen eine individualethische Verengung zu wirken: „Die Sorge besteht rund um die Frage nach den sozialen Strukturen und deren Gerechtigkeit für Familien“. Zudem müsse es ergänzend darum gehen auch gegen eine funktionalistische Verengung zu argumentieren: „Hier besteht dann die Sorge um die Ermöglichung einer Kultur des Lebens“. Und Nothelle-Wildfeuer weiter: „Familie darf nicht zu einer ökonomisch oder politisch funktionalisierbaren oder funktionalisierten Größe werden. Zwar wurde Familienpolitik immer mehr zum zentralen Punkt jeden politischen Programms, aber sie wurde verzweckt und funktionalisiert“. Aus christlich-sozialethischer Perspektive sind der Auffassung der Theologin folgend Förderungen der Familien seitens der Politik nicht ansteuer- und abrufbar. Andererseits ergibt sich aus der Eigenart der Familie eine Reihe prosozialer Leistungen seitens der Familie in die Gesellschaft hinein: „Sie ermöglicht die Humanisierung der Gesellschaft“. Ihr Zwischenfazit lautet somit: Leistungsfähigkeit der Familie fördern, aber nicht die Leistung prämiieren. „Familienpolitik darf nicht bevölkerungspolitisch verzweckt werden! Alle Ausrichtung auf einen staatspolitischen Zweck geht gegen das Persönlichkeits- und Subsidiaritätsprinzip!“, appellierte Nothelle-Wildfeuer.

Aus der Sicht der Theologie ist Familienpolitik die subsidiäre Aufgabe des ermöglichenden Staates. Ihm obliegt eine subsidiäre Kompetenz, die das Verhältnis von Familienpolitik zu ihren

April 2012

Akteuren bestimmt: „Jeder einzelne oder die personennahe Einheit hat das Recht und die Pflicht zu leisten, was er oder sie leisten kann. Gleichzeitig muss die größere Einheit legitimieren, warum sie gegebenenfalls eingreift“. Im Idealfall, so die Professorin, müsse nach der subsidiären Assistenz - also der letztendlichen Hilfe durch den Staat - eine subsidiäre Reduktion erfolgen. D.h. die größere Einheit muss sich, wenn Hilfe geleistet wurde, auch wieder von seiner Assistenz zurückziehen. Im Bezug auf diese drei genannten Aspekte ist es dringend erforderlich, dass zwischen ihnen ein ausgewogenes Verhältnis herrscht. Die Legitimation für diesen Denkansatz sieht die Referentin in dem Umstand, dass die Familie eine Einheit eigenen Rechts sei. Nothelle-Wildfeuer dazu: „Die Subsidiarität ist auch das Prinzip der Freiheitsermöglichung. Nur wenn man ihm folgt, können Familien in Freiheit handeln. Der Staat darf nicht Aufgaben übernehmen, die genuine Aufgaben der Familie sind und die sie selber erledigen kann. Sehr viel mehr muss der Staat eigenständiges Handeln der Familien ermöglichen“.

Die Betrachtung aus dem Blickwinkel der theologischen Wissenschaft hat in der Vergangenheit zudem einen dringend notwendigen Paradigmenwechsel in der Familienpolitik ausmachen können, hielt Prof. Nothelle-Wildfeuer fest. Die Entwicklung von der solidarischen Unterstützung notleidender Familien hin zu einer echten Beteiligungsgerechtigkeit für Familien hat sich als unabdingbar erwiesen, „da der auf dem Gedanken der Solidarität und Verteilungsgerechtigkeit begründet Familienlastenausgleich ebenso nicht mehr ausreiche wie die argumentative Kraft der sozialetischen Kategorie der Solidarität und der Gerechtigkeit im Sinne von sozialstaatlicher Verteilungsgerechtigkeit als Grundlage von Familienpolitik“. Gerade angesichts des nicht ersetzbaren Beitrags, den Familien zum

Bestand und zur Entwicklung der Gesellschaft beispielsweise durch physische Reproduktion und primäre Sozialisation leisten, steht die Frage im Raum was die familialen Leistungen der Gesellschaft wert sind und wie Familien gesamtgesellschaftlich gefördert werden können. Nach Nothelle-Wildfeuer kommt hierfür nur ein echter Familienleistungsausgleich infrage: „Hier ist der Staat in der Pflicht, weil er der Sachwalter des Gemeinwohls ist“.

Die Lösungs- und Denkansätze, die die Theologie hier bietet, erläuterte die Professorin abschließend. Erstens: An die Stelle der Familienpolitik muss eine familienorientierte Politik treten. D. h. die Politik darf nicht länger allein die materielle Unterstützung Not leidender Familien in den Blick nehmen, sondern die Ermöglichung von Freiheit und Engagement. Zweitens: Das gesamtgesellschaftliche Klima muss insgesamt familienfreundlicher werden. D. h. die Politik darf nicht weiterhin bloß rechtliche, legislatorische und institutionelle Maßnahmen und Rahmenbedingungen installieren, sondern muss auch ein ‚familienfreundliches Ethos‘ pflegen: „In der Gesellschaft muss deutlicher werden, dass Familien der Kernbestand der Gesellschaft sind!“. Allerdings, so die Theologin, sei hierfür nicht allein und primär der Staat, sondern auch die Gesellschaft selbst verantwortlich. Drittens: Angesichts ihrer speziellen Verantwortung müssen auch Unternehmer familienfreundlicher werden. D. h. wenn Mitarbeiter ihre Kinder betreut wissen und sie die Möglichkeit zur flexibleren Arbeits(zeit)gestaltung haben, steigt ihre Leistungsquote. Aber die Referentin mahnte an: „Dies muss dauerhaft strukturell aufgestellt sein und darf nicht vom Wohlwollen einzelner vorgesetzter abhängig sein!“. Insgesamt ist es ganz dringend erforderlich den Wert der Familie in den Mittelpunkt der Gesellschaft zu rücken, so ihr Appell.

April 2012

David Schumann, Historisches Seminar der Universität Mainz und **Eckhard Kuhla**, Publizist, rundeten das Seminarwochenende mit ihrer Zusammenfassung und einem Ausblick ab.

David Schumann fasste zusammen, dass viele der im Rahmen der Vorträge genannte Aspekte der Auflösung von Rollenvorstellungen und staatliche Eingriffe, wie beispielsweise das Gender Mainstreaming, nur deshalb so große Auswirkungen hätten, weil die soziokulturelle Entwicklung der Gesellschaft diese beförderten. Zudem sei eine Fokussierung der Diskussion auf Erwerbstätigkeit augenscheinlich, obwohl dieser Entwurf realiter keine Mehrheit finden würde. Die Anstrengung des Einzelnen sich über die eigene Rollenbilder Gedanken machen zu müssen, weil es keine eindeutigen Vorgaben mehr gibt, sei gestiegen. Durch diese neue Unsicherheit riefen immer mehr Menschen reflexartig nach einem Eingreifen des Staates, andererseits wüchse auch die Versuchung desselben, in die Lebenswelt seiner Bürger einzugreifen, um gesellschaftlich erwünschte Ergebnisse zu erzielen. Es sollte aber vielmehr darum gehen einen Schutzraum für Familien zu schaffen und zu erhalten und nicht in erster Linie nach dem Staat zu rufen.

Eckard Kuhla wagte abschließend einen Ausblick und stellte die Frage in den Raum, warum man nicht selbst einmal Familienmodelle vorgeben solle anstatt immer nur fremdbestimmt auf die Politik zu reagieren. Überhaupt kritisierte Kuhla die zunehmende staatliche Fremdbestimmtheit. Dem gegenüber stellte er die Forderung nach einer ‚Nicht-Beachtung‘ fremdbestimmter und ideologischer Beeinflussung. Sein Appell lautete daher: „Die Diskussion muss abkehren von der Praxis der bloßen staatlichen Familienförderung und sich hinwenden zum Abbau der Transferausbeutung der Familien durch den Staat!“.